

# „Magst du einen Pudding?“ „Mach mir Wetter aufs Brot!“

Solche Dialoge führt Sofia Sören (58) täglich. Sie lebte als Aussteigerin in Spanien. Jetzt pflegt sie in Hamburg ihre demente Mutter. Ein Protokoll aus dem Alltag des Vergessens

**D**ie Frage des Versicherungsvertreterers war nur ein Detail. Wieso es die Rechtschutzversicherung denn zweimal gebe, einmal für die Mutter und einmal für sie selbst. Eine könne weg. „Sie sind schließlich eine Lebensgemeinschaft.“ Sofia Sören muss schmunzeln. Doch, es stimmt schon, genau das trifft es. „Meine Liebe, meine Süße.“ So nennt sie ihre Mutter, die sie aufopferungsvoll pflegt, seit fast zehn Jahren. Seit sie wieder in das kleine rote Backsteinhaus gezogen ist, das sie mit 24 verließ, um Musik zu studieren.

Viele sagen: Ich könnte das nicht. Oder: Vergiss nicht, auf dich zu achten. Zu einer guten Freundin gibt es keinen Kontakt mehr: zu viel Einmischung. „Um das eigene schlechte Gewissen zu beruhigen?“, fragt Sofia Sören. Die Mutter der Freundin sei im Pflegeheim gewesen. „Ich hab doch auch ein Le-

ben“, hatte sie damals gemeint. Nein, sie würde so was nicht verurteilen. Jede Mutter, jede Liebe, jedes Leben ist anders. Aber die anderen sollen das bitte auch so sehen und sie machen lassen, wie es ihre Art ist.

„Iss noch einen Bissen, Mama.“ Sie schiebt das Brettchen mit dem gewürfelten Käsebrot ein Stückchen weiter zur Tischkante. Streicht mit den Hän-

*Jede Mutter,  
jedes Leben ist  
anders. Ich  
mach es so, wie  
es meine Art ist*

den über das zerbrechlich wirkende Gesicht, als wolle sie ihm einen schützenden Rahmen geben. Die Mutter lächelt. Andere Demente in diesem Stadium der Krankheit erkennen weder Kinder noch Ehepartner. Sofia Sörens Mutter sagt „mein Schätzchen“, und es ist klar: Sie meint nicht irgendwen.

Sofia Sören betont, es sei richtig, dass sie zurückgekommen ist aus Spanien, wo sie ihren Traum lebte. An einem Morgen im Februar hat sie die Fensterläden ihrer Villa ein letztes Mal zugeklappt, die beginnende Hibiskusblüte gegen graues Hamburger Schietwetter getauscht. Es ist ein Abschied von der Sonne, den Freunden, der Musik. Von all dem, was sie sich in den sechs Jahren nach der Trennung von ihrem Mann aufgebaut hat – ein Abschied, ohne zu zögern. Obwohl es immer Gründe gebe, die bremsen würden. Lebensumstände. Alte Verletzungen.

Oft war die Mutter zu Besuch gekommen. Schön ist es hier, hatte sie gemeint. Und sie selbst daraufhin: „Wenn du alt bist, kommst du, nicht wahr?“ „Ja, ja.“ Die Telefonate aber, wenn sie dann wieder daheim war, gingen immer gleich. Handelten von der Linde im Garten, der Nachbarschaft, der Elbe, der Alster. Das euphorische südliche

Lebensgefühl habe wohl dafür gesorgt, dass sie nicht zu sehr an die Zukunft hat denken wollen, sagt Sofia Sören.

Doch dann kam wieder ein Besuch, mit dem Auto diesmal, und schon der Anruf von der Grenze sei seltsam gewesen. „Ich hab die Leute von der Tankstelle gefragt, hier kannst du sofort anfangen.“ Wie bitte? Als Tankwart? Wo doch klar war, welche Rolle die Musik für sie spielte und wie entschlossen sie war, sich im saisonal manchmal schwierigen Business als Alleinunterhalterin in Hotels und Clubs weiter zu behaupten.

Demenz – daran denkt man nicht gleich, sagt Sofia Sören. Jede Menge Kratzer habe das Auto bei der Ankunft aufgewiesen. Nachlassende Sehkraft? Beruhigt sei sie gewesen, als nach der Heimreise dann der gewohnte Anruf kam. Aber kurz darauf war Mutters Hausärztin am Telefon. „Sie müssen kommen. Schnell.“ Sie stieg in den nächsten Flieger.

Zunächst waren es weiter eher Kleinigkeiten, die auffielen. Der Zucker, der mit Salz verwechselt wurde, der vergessene BH. Sofia Sören blieb zwei Wochen, und am letzten Tag passierte etwas – ein Zeichen vielleicht? „Sonst hätte ich vielleicht gedacht: Es geht schon noch.“ Sie war vom Einkaufen zurückgekommen, die Mutter hatte Kaffee aufgebrüht. Saß nun da und biss in ein Stück paniertes Fleisch, das sie für Kuchen hielt. „Wie schmeckt DAS denn?“ Sie braucht mich – ab diesem Moment habe es keine Zweifel mehr gegeben. Sofia Sören wusste: Ich stehe wieder an einem Wendepunkt. Wie schon einmal, sechs Jahre zuvor.

Damals war sie wochenlang quer durch Spanien gereist. Hatte im Auto geschlafen, an Stränden, war überzeugt, das so lange zu tun, bis der „richtige Ort“ gefunden war. Ihr jüngster Sohn hatte das Abi bestanden, die älteren beiden Kinder studierten schon. Die Ehe war längst am Ende, aber der Kinder wegen war sie bisher geblieben.

Da, wo sie sich nie wirklich zu Hause gefühlt hatte. Als Tochter eines sizilianischen Vaters, den sie nie kennengelernt hat. Mit drei war Sofia Sören nach Hamburg gekommen, das Kind einer Abenteuerin, die gern in Italien Urlaub machte. „Itaker‘ haben die anderen mich genannt“, erzählt sie.

Später, in der Ehe, setzte sich das Gefühl der Heimatlosigkeit fort. „Mein Mann war Ministerialbeamter.“ Viele



## Muckefuck hinter Gardinen statt Café con Leche in der Sonne

Reisen, viele Feste, höhere Kreise, die nicht „ihrs“ gewesen seien. Ihr größter Wunsch: endlich ankommen.

Die Spanien-tour endete an der Costa Blanca. Viel internationales Flair gab es hier, lauter Sinnsucher wie sie. Aber im Gegensatz zu den meisten konnte Sofia Sören etwas, nämlich singen. Sie kaufte sich ein Keyboard, übte wie verrückt. Das Geld, das sie als Alleinunterhalterin verdiente, reichte zusammen mit den Unterhaltszahlungen bald für die Finca, in der sie von da an lebte.

In einem gerahmten Foto auf dem Sideboard sieht man das komplette Grundstück. Blitzweiße Fassade, Palmen, Pool. „Ich schlaf dann oben, im Zimmer neben dir“, habe sie gesagt, als sie vor zehn Jahren mit Sack und Pack

vor dem kleinen Klinkerhaus ihrer Mutter stand. Momentaufnahmen, die Dankbarkeit der Mutter, die Freudenstränen. Aber auch die Reaktionen der Nachbarn. Wie komisch sei sie zuweilen angeguckt worden, als könne das nicht mit rechten Dingen zugehen: eine Frau mit Ende 40, die alles aufgibt. Aber irgendwann stand sie drüber. Konzentrierte sich auf das Wesentliche. Tag für Tag, Stunde für Stunde. „Mama, musst du mal Pipi?“, fragt sie jetzt. „Pipi?“, fragt sie dreimal nachts. Damit ein Rhythmus bleibt.

„Im Heim“, weiß Sofia Sören, „wäre sie längst bettlägerig.“ Wäre – der Konjunktiv kommt oft. Muckefuck hinter Häkelgardinen statt beim Café con Leche auf der Terrasse von der Sonne wachgeküsst werden. Quizsendungen am Nachmittag statt mal eben zur Erfrischung ins Meer. Wie wäre es jetzt, dort zu sein? Die Mutter Hunderte Kilometer weit weg, „allein“, fügt sie hinzu, denn das sei wichtig: das Ganze zu sehen. Eine gesunde Seele sei wichtiger als das, was diese Gesellschaft gemeinhin unter Freiheit verstehe.

Die ersten sechs oder sieben Jahre konnten sie noch vieles zusammen machen. In die Oper gehen. Sogar hier und da verreisen. „Man lernt, mit der Zerstretheit umzugehen“, sagt Sofia Sören. „Du bist schon lang nicht mehr berufstätig“ – nie würde sie so was sagen, wenn die Mutter sich für den nächsten Dolmetscherjob fertig machen will. Eher: „Eben kam ein Anruf. Deine Schicht fällt heute aus.“

Bis vor zwei Jahren etwa habe sie hin und wieder auch noch allein losziehen können, in die Sauna, ins Theater, in den Kirchenchor. Mit Tricks konnte sie sich über Wasser halten. Überall Klebezettel an den Schränken. Mutters Name und die Telefonnummer auf einem Schild um ihren Hals. Nachbarn gaben Orientierungshilfen, wenn sie verzweifelt umherirrte. Keiner sagte was, wenn sie an fremden Türen mit dem Schlüssel hantierte. Jeder wusste: Es ist wichtig, ihr die Zeit zu geben und das Gefühl, dass sie es am Ende selbst schafft. Dann aber lief sie im Nachthemd durch den Park. Würde >>>

von der Polizei aufgegebelt. Fenster mussten fortan verriegelt sein, die Haustür verschlossen. „Zuletzt hat sie massiv abgebaut“, sagt Sofia Sören.

Groteskerweise kann sie genau deshalb jetzt wieder allein los. Denn: „Ich kann die Tür abschließen und den Schlüssel ins Regal legen, Mutter sieht es zwar, hat es aber im nächsten Moment schon wieder vergessen.“ Mittags döst sie auf der Couch, zwei, drei Stunden außer Haus, das gehe dann. Wenn sonst alles wie gewohnt weiterlaufe. Zusammen Volkslieder singen, in alten Fotoalben blättern, Gesellschaftsspiele spielen mit abgewandelten Regeln. Immer wieder dasselbe machen, dieselben Wege gehen, Orte sehen, dieselben Gesichter. Damit die oft aufgebrachte demente Gefühlswelt nicht noch mehr aus den Fugen gerät.

„Alles zu seiner Zeit“, sagt Sofia Sören, die ihr Privatleben „reduziert“ nennt. Mehrfach Verabredungen platzen lassen und bei Geburtstagen gehen, wenn's gerade lustig wird – das bleibt nicht folgenlos. Versuche, sich Hilfe von außen zu holen, schlugen fehl. Es gab Pfleger, die die Mutter über Stunden vor den Fernseher setzten. Es gab Diebstahl, Betrug und auch einige kurzfristige Heimaufenthalte. Jedes Mal war die Demenz hinterher stärker.

Sie küsst der Mutter die Augenlider, während sie erzählt. Erst kürzlich ist Sofia Sören aufgefallen: Als sie klein war, ist sie genauso geküsst worden. Vieles fällt ihr auf. Hier der Hibiskus, da die Linde. Hier die Musik, da die Sprache. Fließend sei das Italienisch ihrer Mutter früher gewesen. Keine Ausbildung habe sie gehabt, kein Geld, ein Kind ohne Mann. „Aber den Kopf in den Sand stecken, so sind wir nicht.“

Sofia Sören hört noch das nächtliche Klappern der Schreibmaschine, erste Übersetzungsarbeiten. In einem Behelfswohnheim lebten sie, ein Zimmer, Doppelstockbett, bis sie 16 war. An der Staatsoper dolmetschte die Mutter, übersetzte Wörterbücher für namhafte Verlage. Und dann seien sie eines Tages ins Klinkerhaus gezogen. „Mama war eine Kämpferin, fasziniert

vom gewaltlosen Widerstand“, sagt Sofia Sören. Dass sie stets allein dastand, wenn die anderen „Itaker“ riefen, will die Tochter inzwischen verziehen haben. An einem Morgen, beim Café con leche. Kurz bevor sie nach Deutschland flog und die Mutter Paniertes für Kuchen hielt.

„Sehen, was war, und nicht, was hätte sein sollen, das war ein wichtiger Schritt.“ Aquarellbilder im Kornfeld



## Im Supermarkt muss sie durchgreifen wie bei einem kleinen Kind

haben sie zusammen gemalt. An der Nordsee gecampt, zwei Wochen Regen – egal. „Kurz zuvor hatten wir in Hamburg eine Ausstellung des Bildhauers Henry Moore besucht. Und wurden nicht müde, in unseren Schlafsäcken seine Figuren zu imitieren.“

Machen wir das Beste draus – so lebt sie jetzt. Vieles musste sie lernen. Durchgreifen wie bei einem kleinen Kind, wenn die Mutter sich im Supermarkt am Süßigkeitenregal bedienen will. Die Kommentare Außenstehender an sich abprallen lassen: „Schämen Sie sich nicht?“ Nein, sie schämt sich nicht. Auch nicht, wenn sie sich in der U-Bahn mal eine Bank nach hinten setzt. Weil sie es anders nicht erträgt.

„Mutters Gedanken rattern ständig weiter“, sagt sie, „auch wenn zwischendurch Themenwechsel war.“ Ein Beispiel: „Heute ist aber schönes Wetter“, meint Sofia Sören. Und kurz darauf: „Magst du lieber Joghurt zum Nachtisch oder Pudding?“ „Mach mir Wetter aufs Brot“, lautet die Antwort.

Mehrmals täglich liest sie selbst geschriebene Verse. „Ich respektiere meine Mama.“ Wie eine Meditation sei das, wenn da wieder Pipi auf dem Boden ist. Oder der volle Kaffeebecher als Hut genommen wird. Niemand ist gegen sie. Schon gar nicht das Leben. Auch so ein Vers.

Zweimal hätte sie anfangs versucht, als Musikerin aufzutreten, aber Deutschland funktioniere anders. Gartenvereine wollten sie. Unter ihrer Würde sei das für eine, die auf Opernbühnen gestanden hat. Aber vielleicht solle es so sein, müsse das „kultivierte Geschrei“ – nichts anderes sei ihr Gesang schließlich gewesen – einmal ein Ende haben. Im Grunde sei durch die „Klausur“, in der sie jetzt lebe, nur beschleunigt worden, was später ohnehin gekommen wäre, überlegt Sofia Sören. „Wenn weglaufen vielleicht nicht mehr so gut geht.“

Sie wird zurück nach Spanien gehen, wenn es so weit ist – lange dachte sie so. Warum eigentlich, denkt sie jetzt. Sie sei eine andere geworden, weniger extrovertiert, angekommen bei sich selbst. Und sie weiß: „Von hier aus kann ich überallhin.“ Sofia Sören denkt da nicht nur an Länder oder Lieben, die vielleicht kommen und für die sich das Warten gelohnt haben wird. Sie denkt weiter: Große Tische, bunte Gemeinschaften – so würde ihr das selbst mal gefallen, im Alter.

Genau so hat sie es den Kindern gesagt. Niemand soll meinen, es gäbe irgendeine Erwartung aufgrund dessen, was sie geleistet hat und jetzt noch leistet. „Jede Mutter, jede Liebe, jedes Leben ist anders.“ Und jedes Zögern sei zu viel. Wenn man beschenkt werden wolle. Bei der Abrechnung für die Versicherung. Und auch sonst.

ELISABETH HUSSENDÖRFER